

„Ecrivant, j’existais“ – Vom unheimlichen Zwang, sich schreibend selbst erfinden zu müssen

Von ANDREAS CREMONINI (Basel)

PETER BÜRGER: SARTRE. Eine Philosophie des Als-ob. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2007, 128 S.

Es ist nicht leicht, etwas neues zu Jean-Paul Sartre zu sagen. Knapp dreißig Jahre nach seinem Tod scheinen die philosophischen Rechnungen gemacht. Sartre ist wenig überraschend widerfahren, was er zu Lebzeiten stets energisch vermieden hat: Seine Gedanken haben Eingang gefunden in die Handbücher und Lexika, die Asche seines Denkens ist ins Pantheon der *grosses têtes* überführt worden. Die überschaubaren Würdigungen zu seinem hundertsten Geburtstag haben zudem gezeigt, dass sich philosophisch mit Sartre kaum noch etwas anfangen lässt. Er scheint heute vor allem als Schriftsteller und als Dramatiker wieder gelesen zu werden. Zwar erfreuen sich einzelne Motive seines Denkens noch einer gewissen Popularität, doch erzeugen die zentralen philosophischen Thesen heute eher Ratlosigkeit, als dass sie Zustimmung oder Widerspruch provozierten.

Peter Bürger weiß das. Sein kleines Bändchen, das Studien zu Sartre aus den letzten zehn Jahren versammelt, legt es auch gar nicht darauf an, den Schlaf des Jean-Paul Sartre im Dämmer der Philosophiegeschichte zu stören. Als Romanist und Literaturwissenschaftler ist Bürger ohnehin eher ein Mann der Zwischentöne, der feinen Nuancen, der kleinen Unterschiede ums Ganze. Dabei ist sein Buch bei aller Präzision in der Sache angenehm unverkrampft und mit Augenmaß geschrieben. Bürger macht auch keinen Hehl daraus, dass er, wenn er über Sartre schreibt, auch von sich selbst redet. Er tut dies mit Bedacht und der verschiedenen Phasen seiner eigenen Sartre-Rezeption stets eingedenk. Da ist einmal vom „Schüler und Studenten“ (7) die Rede, auf den der Name Sartre eine rätselhafte Anziehungskraft ausübt, ein anderes Mal ist es der „junge[...] Lektor an der Universität Lyon“ (51), der in den siebziger Jahren Sartres Begriff eines linken Engagements nachdenkt, schließlich ist es der reife Literaturwissenschaftler, der sich kritisch über seine eigene Analyse von Sartres Merleau-Ponty-Essay aus den frühen achtziger Jahren beugt.

Es ist spürbar: Hier spricht jemand, der auf Grund seiner intellektuellen Biographie sich den Gegenstand nicht einfach auf dem Sezierteller zurechtlegen kann – und es auch gar nicht will. Die leitende Frage ist daher nicht ein sprödes „Was bleibt?“ (8) vom Hochsitz einer Bescheid wissenden Aktualität herab. Sie lautet vielmehr: „Wie lässt sich heute ein Zugang zu Sartre finden“ (8) und damit auch zu der Faszination, die dieser Name auf eine ganze Generation von kritischen Geistern ausübte? „Kritik, die diesen Namen verdient“, heißt es an einer Stelle programmatisch, „geht in Selbstkritik über.“ (105) Diese aber, fährt Bürger mit Nietzsche fort, hat es mit den „unbewussten Widerständen im Herzen des Forschers“ zu tun. Die Reise in den dunklen Kontinent Sartre ist deshalb zugleich eine Reise in die Geschichte

der eigenen politischen Sozialisation. Dies ist nicht zuletzt ein Grund dafür, dass Bürgers Essays den schmalen Grat zwischen Apologie und Denunziation mit Bravour meistern. Es ist der Gestus der immanenten Kritik, der die acht Texte vereint; Bürgers Kritik bleibt dem Kritisierten bei aller Distanzierung solidarisch verbunden.

Das wird bei der Themenwahl ebenso deutlich wie bei den Akzenten, die Bürger setzt. Thematisch umkreisen alle Aufsätze mehr oder weniger ausdrücklich Sartres Begriff der Freiheit. Interessant ist jedoch, wie Bürger diese Frage aufnimmt. Anstatt sie auf der Ebene von Sartres ontologisch-kategorialer Analyse aufzugreifen (und sich damit in eine metaphysische Diskussion verwickeln zu lassen), setzt Bürger bei einer Reihe von verwandten Konzepten an. Das heißt, er fasst den philosophischen Begriff der Freiheit als eine Art Problemanzeige und zeigt, wie er in verschiedenen diskursiven Feldern und in verschiedenen stilistischen Formaten unterschiedliche Ausprägungen erfährt. Damit eröffnet sich der Autor die Möglichkeit, Sartres plakative Aussagen zur Freiheit mit jenen zahllosen nachdenklicheren, zweideutigeren Passagen zu kontrastieren, die sich am Rande seines Œuvres auch finden und die den Texten Sartres erst jene Dichte und Glaubwürdigkeit verleihen, die seine Leser in Bann zu schlagen vermochten.

Infolge dieser Verschiebung der Aufmerksamkeit treten nun sonst weniger beachtete Texte Sartres, etwa die frühen *Carnets de guerre* von 1939–1940 oder die späte Biographie *Les Mots* (1964), in den Vordergrund. Die *Kriegstagebücher* machen mit einem Sartre vertraut, der die Erfahrungen des Krieges mit den ihm zur Verfügung stehenden philosophischen Werkzeugen zu bewältigen sucht. Sie bieten die Gelegenheit, hinter dem vertrauten Bild des Theoretikers Sartre den Handwerker der Freiheit zu entdecken, der sich schreibend minutiös Rechenschaft ablegt über die inneren und äußeren Ereignisse. Es ist in dieser Phase der äußersten Bedrängtheit, dass Sartre, so Bürgers einleuchtende These, zu seiner eigentlichen „Lebensformel“ (74) gelangt: zur Idee einer Philosophie des „Als-ob“. Die zentrale Figur dieser eigentümlichen „Denkstrategie“ (26) besteht darin, die feindliche Kontingenz des Realen nicht nur wie im stoischen Fatalismus mit Gleichmut *hinzunehmen* [*accepter*], sondern sie vielmehr im Modus der Fiktion zu *übernehmen* [*assumer*].

Es sind einige äußerst irritierende Sätze, mit denen Bürger seine These von der zentralen Stellung des Als-ob in Sartres Freiheitskonzept unterfüttert: „Wenn man begriffen hat“, heißt es etwa in den *Carnets*, „dass nichts einem zustoßen kann, es sei denn durch einen selbst, dann heißt den Krieg übernehmen [l'*assumer*], ihn sich zuzurechnen, genau so, *als ob* man ihn per Dekret über sich erlassen hätte, und indem man diese Verantwortung übernimmt, daraus eine Gelegenheit für neue Fortschritte machen, *als ob* man ihn sich deswegen gegeben hätte.“ (75) Wenn Sartre an anderer Stelle (37) notiert „*je faisais la guerre*“, dann wird aus dem Kontext heraus klar, dass er die französische Redensart „*faire la guerre*“ (Krieg führen) durchaus wörtlich nimmt und sich als Handwerker [*artisan*] des Kriegs, als dessen virtueller Urheber versteht. Der Befund, der sich aus diesen und zahlreichen vergleichbaren Passagen ableiten lässt, ist einigermaßen überraschend: Im Kern von Sartres Theorie der freien Selbstwahl steht ein fiktionales Moment. Die Motive des Als-ob, des Spiels und der doppelten Perspektive (wie etwa der *mauvaise foi*), die Sartres Werk durchziehen, erhalten somit einen neuen Sinn. Sie sind Medien eines geradezu nietzscheanischen Projekts der „Selbstermächtigung“, das „mit Hilfe des Willens und des Scheins ins Werk gesetzt wird“ (76).

Nun könnte man einwenden, dass die Bedeutung von Sartres Strategie des Als-ob sich auf die *Kriegstagebücher* beschränkt und durch die definitive Gestalt, die seine Theorie der Freiheit in *Das Sein und das Nichts* (1943) annimmt, obsolet wird. Dem ist jedoch, wie Bürger überzeugend nachweist, nicht so. Vielmehr liegt die spätere Theorie des Entwurfes auf einer Linie mit dem Projekt der fiktionalen Selbstbefreiung. Mit der Theorie von der Transzendenz

des Fürsich bringt Sartre lediglich auf den Begriff, was er sich zuvor in den *Carnets* eher intuitiv erschrieben hat, die Idee nämlich, dass die Freiheit des menschlichen Bewusstseins weder durch innere noch durch äußere Faktoren eingeschränkt werden kann. Gleichwohl macht sich hier ein Unterschied bemerkbar, den Bürger nicht immer in der nötigen Deutlichkeit herausstellt. Freiheit ist in den philosophischen Werken Sartres stets mit der ontologischen Verfasstheit von Bewusstsein begründet. In den von Bürger herangezogenen Texten wird Freiheit als ein emanzipatorischer Prozess verstanden, der von Sartre eng mit der Praxis des Schreibens assoziiert wird. Das Handwerk der Freiheit vollzieht sich hier als ein Handwerk des Schreibens.

Damit ist nun aber ein Übergang von Sartres explizitem zu einem impliziten Selbstverständnis gemacht. Während sich für den Theoretiker Sartre die Freiheit mit Notwendigkeit aus der ontologischen Verfasstheit des Bewusstseins ergibt, ist die Freiheit, die das Schreiben gewährt, eine, die stets mit Unfreiheit durchsetzt ist. Auf der einen Seite ist das Schreiben natürlich ein Vehikel der fiktionalen Selbstermächtigung. „Selbst im Kriege kann mir nichts passieren“, notiert Sartre wiederum in den *Carnets*, „weil ich sofort daran denke, was ich fühle und was ich sehe aufzuschreiben.“ (9) Die Kriegstagebücher sind darum ein so eindrückliches Zeugnis, weil sie jenes von Sartre praktizierte Verfahren dokumentieren, die eigenen Gefühlsregungen akribisch zu protokollieren, zu analysieren und ihre ergreifende Macht reflexiv zu brechen. Zugleich ist es aber auch eine Tätigkeit, die gerade nicht aus freiem Willen übernommen wurde. „Ich bin an mein Schreibbegehren gefesselt“, hält Sartre bereits in den *Carnets* fest. Gut zwanzig Jahre später wird er sich dieses Begehren mit der Geschichte seiner Sozialisierung im großbürgerlichen Haushalt seines Großvaters erklären. Die Szene des Schreibens ist, wie die eindringlichen Schilderungen aus *Les Mots* belegen, eine, die dem kleinen Poulou von den Blicken der Erwachsenen auferlegt wurde.

In dieser unmerklichen Annäherung von Bewusstseins- und Schreibakt liegt die eigentliche kritische Pointe von Bürgers Lektüren. Indem er seine Untersuchungen stark auf die Tagebücher und die autobiographischen Texte Sartres abstützt, legt er behutsam den Boden frei, auf dem Sartres philosophische Aussagen zum Verhältnis von Bewusstsein und Freiheit gewachsen sind. Dieser Boden selbst lässt sich aber, so Bürgers implizite These, mit Sartres Bewusstseinsmodell nicht mehr angemessen erfassen. Wer darüber gleichwohl sprechen möchte, muss, wie Bürger dies tut, ein differenztheoretisches Modell strukturalistischer oder psychoanalytischer Prägung zu Hilfe nehmen. Erst mithilfe eines solchen Modells lässt sich überhaupt ein Zusammenhang herstellen zwischen Sartres Strategie des „Als-ob“ und dem ihn stets begleitenden Gefühl, nicht wirklich am Leben teilzuhaben – einem Gefühl, das er wohl etwas vorschnell zu einem „manque existentiel“ rationalisiert. Sieht man jedoch das Letztere als eine Folge des Ersteren, dann erscheint die Theorie des Engagements oder das komplizierte Verhältnis zu de Beauvoir in einem neuen Licht. Um sich dies klar zu machen, hätte Sartre sich jedoch eingestehen müssen, dass er nicht Herr im eigenen Haus ist. Dies jedoch widerspricht den Prinzipien seines Denkens. In einer seiner schönsten Interpretationen gelingt es Bürger zu zeigen, wie sich bei Sartre die Kluft zwischen Begehren und Erfüllung nur in einem körperlichen Symptom – einem Lachen – Ausdruck zu verschaffen vermag.

Natürlich hätte man bei Bürger gerne mehr darüber gelesen, wie das psychoanalytische Deutungsschema, das stellenweise durch seine Interpretationen hindurchscheint, sich mit der lebenslangen Polemik verträgt, die sich Sartre mit der Psychoanalyse geliefert hat. Auch scheint es zuweilen, dass Bürger Sartres Selbstkritik, das heißt die Distanzierung von seiner frühen Freiheitsphilosophie, weniger zwiespältig darstellt, als sie tatsächlich ist. Es finden sich auch in den fünfziger und sechziger Jahren Passagen, in denen Sartre den Cartesianismus des Frühwerks unwiderrufen stehen lässt. Die Spaltung zwischen dem Philosophen und dem

Literaten Sartre lässt sich nicht in dieser Form periodisieren. Sie scheint für Sartre konstitutiv. Dass aber der „zwanghafte Husserliane“ (Bernard-Henri Lévy), dialektische Ontologe und Marxist Sartre sich nicht immer auf der Höhe jener Einsichten bewegte, die der Sensibilität des Schriftstellers Sartre zugänglich waren, das lässt sich in Bürgers Texten beispielhaft nachverfolgen.